



**für Tim,**  
dem ich zeit meines Lebens  
einen Kaffee schulden werde.

**Tom J. Schreiber**

# **Ein Bruder für Luca**

© 2022 Tom J. Schreiber ([tomjschreiber.de](http://tomjschreiber.de))

2. Auflage, Vorgängerausgabe 2021

Umschlaggestaltung & Illustration: © 2022 Philipp Ach

Lektorat: Stefanie Brandt ([steffis-buchecke.de](http://steffis-buchecke.de))

ISBN Softcover: 978-3-347-57853-1

ISBN Hardcover: 978-3-347-57854-8

ISBN E-Book: 978-3-347-57855-5

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Halenrei 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung „Impressumservice“, Halenrei 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

# Prolog

*Alles in meinem Kopf schwirrt voller Gedanken. Kälte kriecht unter meinen Sweater. Der Regen hat aufgehört, so ist es angenehmer zu laufen. Ein Rhythmus, eine Geschwindigkeit, das beruhigt. Ich trete in eine Lache. Tiefer als gedacht. Wasser läuft in die Sneaker. Ich verliere den Takt - nur kurz. Schritt für Schritt ordnet sich alles wieder, auch meine Gedanken. Ich kann die Guten von den Schweren unterscheiden. Es sind ständig die gleichen Bedenken, die mich erdrücken. Ich konzentriere mich auf die guten. Ich laufe weiter; Schritt für Schritt. Da kommt die Biegung. Der Asphalt verschwindet. Der Weg ist weicher, sandiger - angenehm. Zehrt mehr an den Kräften, dennoch gefällt es mir besser hier zu laufen. Es tut gut, mich anzustrengen. Ich beginne meinen Körper zu spüren. Zuerst die Beine. Bei jedem Schritt fühle ich die Muskulatur. Nicht unangenehm oder erschöpft, aber ich spüre sie. Dann die Lunge, wie sie Sauerstoff in ihre Flügel pumpt. Mein Brustkorb senkt sich auf und ab. Es ist angenehm, die frische Luft einzusaugen. Was stimmt nicht mit mir? Ich kann kaum mehr atmen. Etwas steckt in der Luftröhre. Was ist mit mir? Unerwartet eine Frau - Licht. Meine Lider werden schwer - Dunkelheit. Egal welche Gedanken mich treiben, ich bin nur an einem interessiert. Frischer Sauerstoff. Was mir guttut, ist einatmen und laufen. Ich sprinte weiter, bald müsste der Gehweg auftauchen. Seltsam, alle Unruhe ist aus mir verschwunden. Die Promenade. Der Weg ist härter. Ich spüre jeden meiner Schritte auf dem Asphalt. Es ist schön, wieder mühelos zu laufen. Sand hat sich den Weg in die Sneaker gebahnt. Sie sind feucht von der Pfütze. Menschen begegnen mir. Ich sehe niemanden an. Autos hupen, ein Krankenwagen fährt vorbei. Ich höre nichts. Mein Kopf ist leer. Die Kälte ist längst aus dem Sweater verschwunden, aus den Sneakern ebenfalls. Ich laufe schneller. Es ist schön zu sprinten. Ich spüre, dass es bald vorbei ist. Da ist die Tür,*

*dahinter das Treppenhaus - noch eine Tür. Wasser prasselt auf meinen Kopf nieder. Angenehmes, warmes Wasser. Langsam kehren die Gedanken zurück. Vorerst nur die guten.*

# 1

Heftig atmend, saß ich aufrecht im Bett und starnte in die Dunkelheit. Alles, an was ich mich erinnern konnte, war ein Paar Augen, das mich leer aus tiefen Augenhöhlen anstarrte. Konzentriert versuchte ich, das Gesicht wieder entstehen zu lassen. Es klappte nicht. So sehr ich mich bemühte, es tauchte nicht noch mal auf. Ich war mir sicher, dass da mehr gewesen war. Es blieb verschwunden. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit und ich konnte schemenhaft das Zimmer erkennen. Die Leuchtziffern des Radioweckers zeigten halb sechs. Ich ließ mich in das Kopfkissen zurückfallen. Noch eineinhalb Stunden, bis er klingelte, aber ich musste mich von wahnwitzigen Träumen wecken lassen. Eine Weile lag ich da, starnte im Dunkeln an die Decke. Schließlich gab ich auf. Meine Gedanken schweiften zurück in die Wirklichkeit. Mir war warm. Die Nacht hatte die Hitze des Tages kaum vertrieben. Ich roch an meinen Achseln. Ganz okay, aber besser ich würde etwas lüften. Letzter Schultag. Komplett für die Katz, wie ich fand. Unterricht würde ohnehin nicht stattfinden. Auf der anderen Seite wäre sonst gestern der letzte Schultag gewesen, und der folglich genauso überflüssig. Wenn man diesen Gedanken fortführte, würde am Ende das ganze Schuljahr unnötig sein. Ich lachte. Zum Glück kam es nicht oft vor, dass ich morgens so früh wach war. Nicht auszudenken, auf was für Ideen ich kommen würde. Besser ich stand auf. Die nächsten zwei Monate würde ich jeden Tag ausschlafen können, so musste ich mich heute nicht zwingen, liegen zu bleiben. Was hatte mich aus dem Schlaf gerissen? Ein bisschen unheimlich war mir das Ganze schon. Ich hatte nie Albträume. Um den Gedanken endgültig wegzuwischen, öffnete ich die Fensterläden. Die aufgehende Sonne tauchte mein Zimmer in ein zartes Licht. Der Himmel verwandelte seinen schwarzen Mantel zu einem neuen Tag. Unten wartete die Straße, friedlich und verlassen, von den schlafenden Menschen belebt zu

werden. Selbst bei der älteren Dame von gegenüber waren die Läden noch geschlossen. Ich erinnerte mich nicht, dass es das schon gegeben hatte. Mitunter winkte ich ihr vom Fenster aus zu. Angesprochen hatte ich sie noch nie. Keine Ahnung warum. Ab und zu stellte ich mir vor, ob sie vielleicht einen Enkel hatte, wie mich. Ein trauriger Gedanke. Meine eigene Oma hatte ich nie kennengelernt. Als hätte sie mein Unbehagen gespürt, öffneten sich die grünen Läden und sie kam dahinter zum Vorschein. Freudig winkte sie mir zu. Ich hob lächelnd die Hand. Das nächste Mal auf der Straße würde ich sie ansprechen. Vielleicht ging ich auch direkt einmal zu ihr hinüber. Schließlich wohnten wir eine Ewigkeit vis-à-vis. Jetzt machte mich das frühe Aufstehen auch noch sentimental. Gelangweilt ging ich im Zimmer umher. Mein Vater hatte wirklich recht, wenn er ständig mit der Unordnung hier drin nervte. Überall lagen Klamotten. Es lohnte sich aber nicht aufzuräumen. Meistens landeten sie sowieso ungefragt, durch unsere Haushaltshilfe, in der Wäsche. Wobei ich sie insgeheim in Verdacht hatte, vieles ungewaschen wieder in den Schrank zurückzulegen. Beweisen konnte ich ihr das freilich nicht. Es war mir sowieso egal. Genau wie meine Klamotten legte ich auch nichts anderes dahin zurück, wo ich es hervorgezogen hatte. Ich benutzte es und ließ es woanders liegen. Da ich immer alles wiederfand, störte mich die Unordnung nicht im Geringsten. Aufräumen wäre reine Zeit- und Energieverschwendung. Mein Vater sah das naturgemäß anders. Er hatte jedoch aufgegeben sich mit mir darüber zu streiten. Kurz überlegte ich, ob ich ihn mit einem aufgeräumten Zimmer überraschen sollte, kickte letztlich nur den Rucksack unters Bett und griff stattdessen nach dem Handy. Mal sehen, ob Marcel bereits wach war. Seit der Grundschule waren wir beste Freunde.

[Hey], schrieb ich wie immer, wenn ich wissen wollte, ob er am Handy war.

Blöderweise kam nichts zurück und so surfte ich durch ein paar Websites. Auf dem Betrahmen entdeckte ich den Kaugummi, den ich gestern dort deponiert hatte. Er sah eklig aus,

aber bis zum Frühstück lohnte sich kein neuer. Ich steckte ihn in den Mund. Er war geschmacklos und hart. Mit etwas Speichel, so wie kräftigen Kaubewegungen, wurde er wieder geschmeidiger, aber natürlich nicht geschmackvoller. Egal, mit der Zeit hatte ich festgestellt, dass es mir mehr ums Kauen, als um den Geschmack ging. Mit einem Mal wurde die Tür aufgerissen. Mein Vater steckte den Kopf ins Zimmer.

»Hab ich richtig gehört«, fing er an zu meckern. »Leidest du jetzt schon an Schlaflosigkeit wegen diesem Mistding? Leg es weg ... sofort!«

»Dir auch einen guten Morgen«, sagte ich provozierend. »Weiß nicht, was dich daran stören sollte«, brummte ich und wandte mich wieder dem Display zu.

»Sag mal, hörst du schlecht?«, schrie er.

»Von deinem Rumgeplärre muss man ja schwerhörig werden«, brüllte ich genervt zurück. Diese Form der Unterhaltung war für uns beide leider normal geworden. Ich hatte das Gefühl, dass er an allem etwas auszusetzen hatte und begegnete ihm entsprechend. Er fühlte sich provoziert und wurde laut. Im Endeffekt sprachen wir die darauffolgende Stunde oder länger nicht miteinander, bis es zur nächsten Auseinandersetzung kam. Harmonische Tage mit meinem Vater waren selten geworden. Im Grunde konnte ich mich schon nicht mehr erinnern, wann ich das letzte Mal wirklich Spaß mit ihm hatte. Zornig kam er auf mich zu. Ich befürchtete, dass ich es heute zu weit getrieben hatte und er die Kontrolle verlor. Stattdessen griff er ohne ein Wort nach meinem Handy und schaltete es aus.

»Na super! Da können Daten weg sein«, schrie ich wohl wissend, dass das nicht stimmte. Er zuckte mit den Schultern.

»Schwerhörig, ich sag's ja.« Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, nicht ohne die Tür hinter sich zuzuknallen. Keine Ahnung, wo sein Problem lag. Er las Zeitung zum Frühstück und ich surfte im Internet. Ob ich ihm einfach mal seine Morgenzeitung wegnehmen sollte, um ihm die Augen zu öffnen. Idiot, dachte ich bei mir und spuckte meinen Kau-

gummi in den Mülleimer. Die Halbwertszeit für die zweite Benutzung war zugegeben recht kurz. Eine Erkenntnis für heute Morgen, die zu etwas taugte. Ich schaltete mein Handy wieder an.

[Hey, Bro. Bist aber früh wach? Kannst den letzten Schultag gar nicht erwarten? Lol]

Er sagte andauernd »Bro« zu mir. Das Einzige, was Marcel nutzte, um cool zu wirken. Eine Macke, die ich ihm nicht abgewöhnen konnte.

[Haha, nein. Dafür hat mein Dad schon voll rumgestresst. Hat mein Handy ausgeschaltet. Wie ein Kind.]

[Ich versteh den Mann nicht. Hat er kein eigenes Leben, dass er immer dich piesacken muss?], schrieb er.

[Das ist jetzt auch etwas hart], schwächte ich ab.

[Ich weiß, er ist dein Dad ... aber weiß er das auch?]

Ich sah ihn genau vor mir, wie er die Augen verdrehte. [Ich geh vorm Frühstück ne Runde Laufen. Wir treffen uns nachher unten], brach ich das Gespräch ab.

Es ärgerte mich, wenn Marcel so über meinen Vater redete, obwohl er vermutlich recht hatte. Wortlos verließ ich die Wohnung, zog meine Sneaker an, die vor der Tür lagen, und ging nach unten. Ich lief jeden Tag, mindestens zwei Mal, eine Runde an der Uferpromenade. Das Wetter war mir dabei egal. Es entspannte mich mehr als alles andere, was ich je ausprobiert hatte.

Eine halbe Stunde später, war ich zurück, duschte und setzte mich an den Frühstückstisch. Dad las Zeitung. Ich überlegte meinen Racheplan direkt durchzuführen, verwarf die Aktion allerdings für heute. Ich war nicht in der Stimmung für eine weitere Auseinandersetzung.

»Ich möchte nicht, dass du in Zukunft schon am Morgen dein Handy nutzt. Ich werde es dir sonst abends wegnehmen«, sagte er beiläufig aber bestimmt. Schon bereute ich, nicht in die Offensive gegangen zu sein.

»Mach mir lieber ne Liste, was ich darf. Ist leichter für mich durchzusteigen.« Ich stand auf, griff mir ein Croissant für den

Weg und stürmte aus dem Zimmer. »Ich gehe in die Schule, da nörgelt nicht dauernd jemand an mir rum.«

Diesmal war ich es, der die Tür lautstark zuschlug. Mir war flau im Magen. Ich wusste, dass mein Vater diesen Auftritt nicht auf sich sitzen lassen würde. Warum war es mir nicht ein einziges Mal möglich ruhig zu bleiben? An sich hatte ich vorgehabt mit ihm darüber zu reden, nicht mit in den Urlaub fahren zu müssen. Ich wollte viel lieber mit meinen Freunden in ein Ferienlager. Das konnte ich nach diesem Auftritt mit Sicherheit vergessen. Zornig kickte ich mit dem Fuß gegen die Holzvertäfelung des Treppenhauses. Ich wusste ja nicht, dass es bald keine Rolle mehr spielen würde. Wütend durchsuchte ich die Hosentaschen meiner Jeans nach einem Kaugummi und hatte Glück. Sofort war ich etwas ruhiger. Als ich aus dem Haus trat, kam Marcel gerade mit seinem Fahrrad angefahren. Er machte eine Vollbremsung und grinste mich an. Keine Rede von meinem Vater, keine schlechte Laune, weil ich ihn abgewürgt hatte. In solchen Momenten wusste ich, was für ein toller Freund er war. Zehn Minuten später, bogen wir vergnügt scherzend, in die Hofeinfahrt unseres Colleges ein. Gechillt stellten wir die Räder ab und trotteten in Richtung Eingangstor.

»Ich hab gar keine Lust auf Schule«, stöhnte ich.

»Ach was, heute ist sowieso kein Unterricht mehr. Der Vormittag ist schneller vorüber, als du denkst.«

Er hatte recht. Zwei belanglose Unterrichtsstunden später, waren wir inmitten einer Masse von Schülern auf dem Weg, die große Haupttreppe hinunter, zur Aula. Dort würde wie jedes Jahr zum Ferienbeginn, der Rektor des Colleges eine tolle Rede halten, die uns tief bewegte. Zum mindest dachte er sich das. Marcel und ich, saßen angeödet im hintersten Eck der Aula, auf dem Boden. Der ganze Saal war voller Schüler, die schnatternd darauf warteten, dass es losging oder besser gesagt, dass es vorbei war.

»Hier stinkt's gewaltig nach Fußkäse«, verzog Marcel das Gesicht. Ich grinste und deutete mit dem Kopf zu einem Mitschüler, der zwei Meter von uns entfernt, ebenfalls auf dem

Boden saß. Seine Beine waren in unsere Richtung ausgestreckt. Beiläufig zog ich meine eigenen Füße zurück, um mich darauf zu setzen. Einfach um sicherzugehen.

»Hey ihr zwei, kommt ihr nach der Schule zum Meer mit runter?«

Lea, ein Mädchen aus unserer Jahrgangsstufe, hatte sich zu uns gebeugt. Sie lächelte vielversprechend. Marcel sah mich fragend an. Er wusste, dass es bei mir nicht immer möglich war, dass ich gehen konnte. Mein Dad war aber noch nicht zu Hause, wenn ich von der Schule kam. Ich nickte also.

»Klar«, sagte Marcel. Zufrieden zog sich Lea auf ihren Platz zurück.

»Bro, ich glaube, die mag dich«, zwinkerte er mir bedeutsam zu.

»Ich glaube, die steht mehr auf deine südländische Bräune, als auf weiße Jungs wie mich!«, stieß ich ihm in die Seite.

Vorn im Saal war ein Podest aufgebaut, das unser Rektor in diesem Moment betrat. Schlagartig wurde es still. Eine ausgesprochene Leistung von ihm. Egal wo er auftauchte, zog er die Aufmerksamkeit auf sich. Auch ich sah zu ihm nach vorn. Dabei streifte ich den Jungen, den ich heimlich mit Marcel gehänselt hatte. Wie ein Blitz durchfuhr es meinen Körper. Ich wusste mit einem Schlag, was mich heute Morgen aus dem Schlaf gerissen hatte.

Es waren diese Augen, die aus leeren Augenhöhlen zu mir herübersahen.

## 2

Ich hatte noch nie einen Toten gesehen, aber so mussten die Augen eines Toten aussehen. Während der ganzen Rede unseres Rektors saß der Junge vor mir. Ich wagte es nicht, mich zu ihm zu drehen. Zu skurril und beängstigend war die Situation. Ich hatte diesen Schüler noch nie auf dem College bemerkt. Warum träumte ich von ihm und was hatte der Traum zu bedeuten? Als der Rektor offiziell die Ferien eingeläutet hatte, brach ein Tumult los. Alle drängten nach draußen. Der Ausgang der Aula führte direkt an dem Jungen vorbei. Ich blieb sitzen und wartete, bis ihn die Meute verschlungen hatte. Auf keinen Fall wollte ich ihm näherkommen.

»Bewegst du dich mal?« Marcel war aufgestanden und sah mich ungeduldig an. Vorsichtig ließ ich meinen Blick an ihm vorbei wandern. Erleichtert stellte ich fest, dass der Junge weg war. Gemeinsam verließen wir das Collegegebäude. Draußen entdeckte ich ihn – ein paar Köpfe weiter vorn – wieder. Von hinten war nichts Außergewöhnliches zu bemerken. Jetzt war ich doch neugierig. Konnte es überhaupt sein, dass sein Gesicht so abartig aussah? Ich hatte mich sicher getäuscht. Mein Verstand musste mir einen Streich gespielt haben. Denn wenn nicht, würde ihn jeder anstarren oder schreiend davonrennen. Aber nichts dergleichen passierte. Plötzlich hatte ich es eilig. Ich musste mich vergewissern, dass er ein ganz gewöhnlicher Junge war. Meine Schritte wurden schneller.

»Beeil dich mal«, sagte ich zu Marcel. Gleichzeitig boxte ich mich durch die Horde Schüler, um den Jungen einzuholen.

»Wo willst du denn plötzlich so schnell hin? Wir kommen schon noch rechtzeitig zu Lea an den Strand«, keuchte Marcel hinter mir.

»Scheiß auf Lea. Beeil dich einfach«, rief ich zurück und achtete nicht darauf, ob er mithalten konnte. Ich musste den Jungen einholen. Endlich lichtete sich die Menge. Ich stand auf dem Hof, vor dem gusseisernen Tor und sah auf die Straße. Der

Junge war weg.

»Verdammmt«, fluchte ich.

»Bro, was ist denn mit dir? Erst hockst du rum wie erstarrt und dann rennst du los, als wäre der Leibhaftige hinter dir her«, japste Marcel, der ebenfalls am Tor angelangt war.

»Wer bitte ist der Leibhaftige?«, wollte ich irritiert wissen.

»Weiß nicht«, zuckte Marcel grinsend die Schultern. »Sagt man halt so.«

»Na dann«, antwortete ich in Gedanken.

»Wem wolltest du denn nach?«, fragte er noch mal gespannt.

»Ach egal, lass uns nach Hause fahren.« Ich war froh, dass Marcel nicht weiter nachbohrte. Auch das zeichnete ihn eben aus.

Unsanft schlug die Wohnungstür hinter mir zu. Wie jeden Mittag nach der Schule warf ich unserer Haushälterin ein »Hey Manuelle« zu, um danach in meinem Zimmer zu verschwinden. Eine Antwort wartete ich nicht ab. Vielleicht hatte sie es längst aufgegeben und akzeptiert, dass meine Zimmertür schneller ins Schloss fiel, als sie reagieren konnte. Wahrscheinlich interessierte sie es gar nicht. Gleichgültig warf ich den Rucksack auf den Boden. Mit einem Tritt beförderte ich ihn unters Bett. Dort würde er für die nächsten acht Wochen sein Zuhause finden. Mit dem Handy warf ich mich auf die Zudecke. Ferien! Zwei Monate keine Schule und vor allem keine Lehrer. Eigentlich sollte ich tierisch froh sein, aber worüber? Dieses Jahr war es schlimmer als je zuvor. Genau wie ich meine Lehrer nicht sehen würde, würde ich meine Freunde auch nicht treffen können. Marcel eingeschlossen. Übermorgen musste ich mit Dad in den alljährlichen ›heile Welt - Vater&Sohn - Urlaub‹ an die Adria. Die Chance hierzubleiben hatte ich heute Morgen wohl endgültig verwirkt. Der Urlaub würde, wie immer, der totale Horror werden. Mein Vater arbeitete zwei Drittel davon, um mir die andere Zeit mit seinem Männerdinggehabé auf die Nerven zu gehen. Ich verstand

ohnehin nicht, warum wir an die Adria fuhren, wo wir das Meer vor der Haustür hatten. Nicht genug, entdeckte er genau dann seine Vaterrolle, wenn für mich der Urlaub schön wurde, weil ich Leute kennengelernt hatte, mit denen ich abhängen wollte. Er ging mit mir in pompöse Strandrestaurants und nannte es die Höhepunkte des gemeinsamen Urlaubs. Für mich war es stinklangweilig. Lieber hätte ich tagsüber mit ihm im Wasser getobt, Fußball am Strand gespielt oder irgendwie sonst das Gefühl gehabt, dass er etwas wegen mir machte. Ein Burger in irgendeiner Frittenbude hätte mir dabei völlig gereicht. Für ihn war das alles nichts. So lungerte ich den ganzen Tag im Hotel herum. Neidisch sah ich anderen Familien zu, die gemeinsam Spaß hatten. Wenn ich es mir recht überlegte, war für meinen Vater der einzige Unterschied zum Alltag, der Ort, an dem wir uns befanden und das essen gehen. Wenn wir in drei Wochen wieder zurück waren, fuhr Marcel in ein Ferienlager nach Spanien. Das waren weitere endlose Tage, in denen ich die Zeit totschlug. Mein alter Herr war der Meinung, es wäre zu viel des Guten, sechs Wochen zu verreisen. Dass er mir damit die beste Zeit des Jahres kaputt machte, ignorierte er völlig. Seit ich zehn war, führten wir die gleiche Diskussion. Immer mit demselben Ergebnis. Ich blieb zu Hause. Letzte Ferien war der Streit dermaßen eskaliert, dass er mir acht Wochen Nachhilfeunterricht aufbrummte. Selbst im gemeinsamen Urlaub verzichtete er nicht darauf. Wie ich es hasste. Er hatte uns nie die Chance gegeben, Vater und Sohn zu sein. Wir lebten zwar unter einem Dach, aber morgens war er aus dem Haus, bevor ich aufstand. Am Abend setzte er sich ins Wohnzimmer, um direkt nach den Nachrichten im Bett zu verschwinden. Mitunter hatte ich das Gefühl, ihm war gar nicht klar, dass da jemand in seinem Zimmer saß, der darauf wartete, er würde hereinkommen und wenn es nur wäre, um eine gute Nacht zu wünschen. Als ich noch kleiner war, hatte ich oft bei ihm gesessen, um in seiner Nähe zu sein, immer darauf bedacht, ihn nicht zu stören. Er hatte mich nie geschlagen, aber er war regelmäßig sauer geworden, wenn ich ihn angesprochen,

oder versucht hatte mit ihm zu kuscheln. So hatte ich es eines Tages gelassen. Nüchtern betrachtet, glaubte ich nicht, dass er auf mich als seinen Sohn erpicht war. In seinem Leben würde ohne mich nichts fehlen.

Mit Marcels Eltern war es dagegen toll. Mit dessen Dad war ich oft beim Angeln oder am Strand. Wir hatten eine Menge Spaß. Er liebte Marcel und ich hatte das Gefühl, er liebte sogar mich. Zumindest mehr, als mein eigener Vater. Es ist komisch das zu sagen. Ich hoffe, keiner, der das liest, kann es verstehen. Wie immer bei solchen Gedanken und wenn ich auf Dad sauer war, überkam mich ein seltsames Gefühl. Heute jedoch stärker als je zuvor. Ich kannte meinen Vater nicht. Denke nach, sagte ich mir. Dir muss doch einfallen, wann er dich einmal in den Arm genommen hat, um dich zu trösten oder zu zeigen, dass er dich liebt. So angestrengt ich auch nachdachte, mir fiel nichts ein.

Es war nie passiert.

An keinem Tag hatte ich mir das so sehr bewusst gemacht, wie in diesem Augenblick. Ich weinte. Tränen rannen mir über die Wangen, in die Mundwinkel. Das Salz schmeckte genauso bitter, wie ich mich fühlte. Eine eisige Einsamkeit umhüllte mich. Eine Einsamkeit, die ich bis heute nie wieder gespürt habe. Zum Glück! Vergessen werde ich dieses Gefühl nie. Allein und verzweifelt, durchströmte mich eine schreckliche Sehnsucht nach meiner Mutter. Dad sprach nie über sie. Weder über ihren Tod, noch wie sie gewesen war. Manchmal versuchte ich, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Er wurde dann immer ungehalten. Des Öfters kam mir der Gedanke, dass *ich* mit ihrem Tod zu tun hatte und es ihm deshalb nicht möglich war, väterliche Gefühle für mich zu entwickeln. Ab und zu fühlte ich mich meiner Mutter derart nahe, als könnte ich sie im Raum spüren. Ich hasste diese Gedanken. Ich sehnte mich nach ihr, aber es machte mich traurig an sie zu denken, ohne eine echte Erinnerung zu haben. Auf der anderen Seite hatte ich etwas, das für das Verhalten meines Vaters sprach. So konnte ich es bei ihm aushalten. Ich hatte ein Dach über dem Kopf,

jeden Tag zu essen und auch sonst mangelte es mir an nichts. Sicher gab es viele Jugendliche auf der Welt, die weitaus schlimmer dran waren. Dennoch, ein wichtiger Teil meines Lebens hatte nie stattgefunden. Oft lag ich weinend im Bett oder tyrannisierte andere, mit meinen Wutanfällen. Sogar Marcel bekam es manchmal ab, obwohl er es gut drauf hatte, mich von zu Hause abzulenken. Er war eben mein bester Freund und der Mensch, von dem ich wusste, dass er es nie böse mit mir meinte.

Die Schule machte mir zum Glück keine Sorgen. Meine Lehrer konnte ich nicht leiden, aber gute Leistungen gaben mir etwas von der Anerkennung zurück, die ich zu Hause vermisste. Meinen Vater beeindrucken zu wollen, hatte ich vor langer Zeit aufgegeben.

Unter dem T-Shirt rann mir der Schweiß über den Bauch. Aus den Gedanken gerissen, sprang ich auf. Es war noch nicht übermorgen. Zumindest bis dahin wollte ich die Zeit mit meinen Freunden verbringen.

»Kommst du essen, Jean«, rief es aus der Küche.

»Kein Hunger.«

»Wenigstens eine Kleinigkeit«, ertönte es direkt hinter mir. Manuelle stand in der Tür. Die Uhr zeigte bereits zehn vor eins. Muffig drehte ich mich um.

»Was ist an, ich habe keinen Hunger, nicht zu verstehen?«

»Nun komm schon, ich habe extra für dich gekocht.«

Der Ton, den sie anschlug, bewegte mich fast meine schlechte Laune zu vergessen. Aber nur fast.

»Sorry, aber die anderen warten schon. Ich werde später essen«, sagte ich freundlicher. Sie konnte ja nichts für meinen Vater.

»Na gut, ich stelle es in den Kühlschrank. Vielleicht hast du am Abend Appetit«, zog sie resigniert von dannen, während ich hastig meine Badeshorts überzog. Mit einem knappen »au revoir, Manuelle«, war ich zur Tür raus. Um keine Zeit zu verlieren, rannte ich, mehrere Stufen überspringend, die Treppe hinunter. Den letzten Absatz erwischte ich nicht richtig und

kam ins Straucheln. Gerade noch rechtzeitig bekam ich die Klinke der Haustür zu fassen, um nicht zu stürzen. Ich war dermaßen in Fahrt, dass ich mit einem lauten Schlag, der im ganzen Treppenhaus widerhallte, dagegen krachte. Meine Schulter schmerzte und ich hob vorsichtig den Arm, um zu sehen, ob Schlimmeres passiert war. Es schien alles in Ordnung. Hastig rannte ich ins Freie. Manuelle war zuzutrauen, dass sie nachsehen würde, was den Lärm verursacht hatte. Das Letzte, was ich gebrauchen konnte, war ihre Fürsorge.

Die Sonne tauchte die Straße in ein gleißendes Licht. Heiß brannte sie auf den Asphalt, sodass sich die Luft verschwommen darauf spiegelte. Der Himmel hatte ein perfektes Blau, wie man es sich nicht ausdenken konnte. Keinem Maler der Welt würde es gelingen, ein solches Blau anzumischen. Ich blinzelte, da ich versehentlich in die Sonne gesehen hatte. Der Weg zum Strand war die perfekte Chance für eine Laufeinheit. Meine Schuhe berührten gerade den Gehweg, als ich auf jemanden aufmerksam wurde.

Ein Mann, etwa vierzig Jahre alt, nobel gekleidet. Kein Anzug oder Krawatte, aber modisch. Für die Hitze auf jeden Fall unpassend. Er war aus einem Taxi gestiegen und blickte zu mir herüber.

»He Junge, kannst du mir helfen?«, rief er mir fragend zu. Er sprach ein fast akzentfreies Französisch, konnte aber nicht verbergen, dass er Ausländer war.

»Wenn es schnell geht«, sagte ich kurz angebunden. »Was gibts denn?«, setzte ich höflicher nach, mich meiner guten Kinderstube erinnernd. Zumindest das hatte mein Vater ja hingekommen. Nebenbei war ich neugierig, was er wollte.

»Oh, entschuldige bitte. Ich möchte dich keinesfalls aufhalten. Dachte, du wüsstest eventuell, ob hier Familie Bellierwohnt.«

»Was ist denn das für ne Frage? Das Taxi hat Sie doch hergebracht, oder?«, sagte ich schroff.

»Da hast du recht. Entschuldige bitte«, zuckte er nervös lächelnd zusammen.

»Wenn weiter nichts ist, würde ich gerne los. Ich hab's nämlich echt eilig. Sie müssen sich nicht andauernd entschuldigen«, grinste ich ihn an. Zu unhöflich wollte ich auch nicht wirken. Er sah erleichtert aus und lächelte.

»Wie heißt du eigentlich?«, rief er hinter mir her, während ich mich in Bewegung setzte.

Was will er denn jetzt von mir, dachte ich und drehte mich um. Da er die Hand gehoben hatte, winkte ich zurück, gab aber keine Antwort. Hatte er Tränen in den Augen?

Seltsam!

Mein Vater hatte nichts von einem Besuch erwähnt. Zwei Tage vor unserer Urlaubsreise. Das passte gar nicht zu ihm. Fast wäre ich umgekehrt, um den Grund zu erfahren, lief aber weiter.

Am Ende der Straße sah ich zurück. Der Mann, stand immer noch an der gleichen Stelle und schaute mir nach – unheimlich. Komischer Kauz. Ich zog das Tempo an und bog um die Kurve. Schließlich hatte ich schon genug Zeit verloren.

*Ich konzentriere mich auf den Asphalt unter meinen Füßen. So kann ich meine Geschwindigkeit am besten wahrnehmen. Schnell verlieren sich meine Gedanken im Nichts. Ungewöhnlich schnell fühle ich mich frei. Kurz sehe ich die Spitze meiner Sneaker, dann wieder Asphalt. Ich konzentriere mich auf meine Fußsohlen, so spüre ich Meter für Meter, der sich unter ihnen weg bewegt. Alles um mich herum verschwimmt und wird eins mit meinem Körper. Obwohl der Weg ganz eben ist, kann ich kaum atmen. Tief aus meinen Lungen, ziehe ich die letzten Sauerstoffreserven. Ich beginne zu röcheln. Mein Atem wird hektisch. Ich werde schwächer. Alles wird schwarz.*

*Plötzlich ein Ruck. Neue Luft strömt durch meinen Körper. Wind bläst durch meine Haare. Ich spüre ihn, bis in die Haarwurzeln. Überall kann ich ihn fühlen. Es ist ein schönes Gefühl. Licht blendet mich. Meine Luftröhre ist wieder frei. Dennoch bin ich schwach. Wie lange habe ich nicht geatmet? Um ein Haar zu lange. Die Frau – sieht mich an. Sie weint – genau wie ich. Der Asphalt unter meinen Sneakern verschwin-*

*det – Sand. Ich bin am Strand angekommen, werde langsamer. Ich atme schwer und tief ein – brauche Sauerstoff. Ich bin schneller gelaufen, als gedacht.*

»Bro, wo bleibst du denn so lang?«, rief mir Marcel von Weitem entgegen. Lea und Dennis, ein anderer Junge aus unserer Klasse, waren auch schon da. Ich ließ mich erschöpft in den Sand fallen.

»Scheiße ist das warm heute«, sagte ich nach Luft schnappend. Mit einem gezielten Wurf landeten meine Schuhe direkt neben Marcels Kopf. Gleichzeitig zog ich das T-Shirt aus. »Sorry, dass ich so spät dran bin, aber mir ist gerade was echt Komisches passiert.«

Marcel sprang auf. »Ich lach nachher drüber, erst gehen wir uns abkühlen. Der Letzte ist ein Muttersöhnchen«, rief er und rannte los.

Hastig entledigte ich mich meiner Shorts und fegte hinter den anderen her. Ich war kein schlechter Läufer, deshalb schaffte ich es, zumindest Dennis zu überholen. Marcel war noch nicht wieder aufgetaucht, als ich neben ihm in die Wellen hüpfte und ihn unter Wasser festhielt. Er hatte nicht damit gerechnet, entsprechend schnell ging ihm die Luft aus. Wild zappelnd versuchte er mich abzuschütteln. Lachend ließ ich los.

»Du bist tot, Bro!«, sagte er vergnügt, als er sich wieder einigermaßen erholt hatte. Er wollte sich auf mich stürzen, griff aber ins Leere. Ich hatte seine Attacke kommen sehen und war unter ihm weggetaucht. So begann eine wilde Jagd durchs Wasser.

Am Ende lagen wir beide abgekämpft in den seichten Wellen und beobachteten das Treiben des Meeres. In Momenten wie diesen liebte ich das Leben. Was konnte es Besseres geben, als mit seinen Freunden, bei dreißig Grad, am Strand rumzuhängen? Ich betrachtete das gleißende Sonnenlicht, das sich im Wasser brach. Es formte die unterschiedlichsten Schatten auf meiner Brust. Ich schloss die Augen und sog die Luft ein. Ich hörte dem Rauschen der Wellen zu, genoss das regel-